

Ursula Schröter, März 2015

Überleben ist nicht genug - Von der Biografie zur Geschichte

Seit den 1970er Jahren gibt es ein wachsendes Interesse an biografischer Literatur und an Biografieforschung (vgl. Kohli u.a. 1984). Das hätte, so meint Zygmunt Baumann bezogen auf Autobiografien, mit den Unwägbarkeiten der Postmoderne zu tun. Die unübersichtlichen Risiken in der gegenwärtigen Gesellschaft ließen die Menschen nach der eigenen Identität, oft auch nach einer Rechtfertigung für das eigene Leben fragen (vgl. Baumann 1999). Sicherlich hat das große Interesse an biografischer Literatur auch immer damit zu tun, dass sich jeder Leser, jede Leserin als kompetent für dieses Thema betrachten kann. Eine Biografie hat schließlich jede(r), insofern nicht unbedingt ähnliche, aber vergleichbare Erinnerungen an das Elternhaus, an die Schulzeit, an die erste Liebe.

Die Kurzbiografien oder besser: Die biografischen Skizzen, auf die hier aufmerksam gemacht werden soll, wurden nicht von den Betroffenen selbst geschrieben und auch nur in Ausnahmefällen von ihnen zur Veröffentlichung freigegeben. Es geht um Frauen, die im Historischen Wochenkalender Politeia des Hauses der FrauenGeschichte Bonn¹ vorgestellt wurden. Der Politeia-Kalender² erschien von 1999 bis 2008 und portraitierte pro Woche mit Text und Foto eine Frau, deren Erfahrung und Gestaltungskräfte auf vielfältige Weise in die Geschichte der heutigen Bundesrepublik eingeflossen sind. Die älteste – Ricarda Huch (1999)³ – wurde 1864, die jüngste – Eleonore Chowdry (2007) – wurde 1988 geboren. Insgesamt liegen biografische Informationen von 523 außergewöhnlichen Frauen aus Politik und Kunst, aus Wirtschaft und Wissenschaft, aus kirchlichen und autonomen Kreisen, aus Ost und West vor.

Frauengeschichte sichtbar machen

Das war und ist das zentrale Anliegen des Hauses der FrauenGeschichte Bonn. Es geht auch bei den Kalendern nicht nur um die Würdigung des einzelnen Frauenlebens, sondern vor allem um den Einfluss, den Frauen auf den Gang der deutschen Geschichte ausgeübt haben und noch ausüben. Es geht um die mikrosoziologische Perspektive, wenn Biografieforschung als Sozialwissenschaft aufgefasst wird, wenn Biografieforschung an der

¹ Damals noch „nur“ ein Projekt, heute ein von der Annette-Kuhn-Stiftung getragenes Haus mit Ausstellungsräumen und Schulungsangeboten

² Als „Macherinnen“ bzw. Initiatorinnen werden in den Kalendern genannt: Annette Kuhn, Ilse Nagelschmidt, Uta C. Schmidt, Silke Dombrowsky, Susanne Hertrampf und vor allem Marianne Hochgeschurz.

³ Soll hier und analog in allen weiteren Fällen heißen, dass die Frau im Kalender 1999 vorgestellt wurde.

Nahtstelle zwischen Individuum und Gesellschaft gesehen wird. Dass es nach wie vor notwendig ist, Frauengeschichte sichtbar zu machen, steht außer Zweifel. Historie – das Wortspiel ist bekannt – muss noch immer mit „his story“ gleichgesetzt werden, muss noch immer durch „her story“ ergänzt werden (vgl. Lucke 2011). Denn Frauen haben in der Vergangenheit kaum Geschichte geschrieben, d.h. sie spielen in den herkömmlichen Geschichtsbüchern kaum eine Rolle. Sie spielen übrigens auch in den weniger herkömmlichen biografischen Informationen „wiki“ von Wikipedia keine angemessene Rolle. Gegenwärtig werden in der deutschsprachigen Version von Wikipedia mehr als 475.000 Männer und etwa 84.000 Frauen vorgestellt. Die Journalistin Marielouise Janssen-Jurreit (2008) meinte zu diesem Thema schon in den 1970er Jahren kritisch, dass Geschichte über Jahrhunderte hinweg als Verneigung der Männer voreinander praktiziert würde (vgl. Janssen-Jurreit 1978). Es bleibt abzuwarten, ob die auffällig vielen biografischen und autobiografischen Publikation⁴ aus den Ländern des untergegangenen Sozialismus⁴ hier eine spürbare Änderung im Geschlechterverhältnis bewirken, ob etwa der „Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen“ (vgl. Geißler 1993) zu einer anderen Wahrnehmung ihrer Leistungen in der Geschichte oder auch zu einem selbstbewussteren Umgang dieser Frauen mit ihrer eigenen Geschichte führt. Es bleibt also abzuwarten, ob die Empfehlung von Margot Käßmann (2002) auf fruchtbaren Boden fällt: „Wir sollten die Weisheit der Mütter und Großmütter schützen, ihre Geschichten erhalten.“

Ein verlockender Gedanke: Die 523 „Kalenderfrauen“ hätten sich gekannt und vernetzt. Die älteren vielleicht schon vor 1945. Die Jüdinnen hätten sich gemeinsam mit den Kommunistinnen, aber auch gemeinsam mit denen, die es sich wie Elfriede Klemmert (2007) leisten konnten, „den Naziquatsch nicht ernst zu nehmen“, gegen Kriegsvorbereitung und Faschismus verbündet, hätten die dahinter stehende Unmenschlichkeit gemeinsam angeklagt und schließlich verhindert. Oder auch nach 1945. Die gläubigen Frauen, die Verfechterinnen bürgerlicher Demokratie und die von der sozialistischen Utopie überzeugten Frauen hätten ihre weltanschaulichen Differenzen zur Kenntnis genommen und akzeptiert, aber den Kalten Krieg mit den beidseitigen Verletzungen nicht zugelassen.

Auch wenn die Geschichte nicht so verlief, vermittelt der Blick auf die 523 Frauenschicksale Zukunftshoffnungen. Erkennbar wird nicht nur die „beinahe unendliche Verschiedenheit der Individuen“ (Wessel u.a. 1992: 7), erkennbar werden auch die Potenzen, die aus bestimmten Motivmustern erwachsen. Erkennbar wird die Kraft, die das hier geschilderte weibliche Handeln bestimmt.

⁴ An anderer Stelle sollte untersucht und reflektiert werden, warum sich das Mitteilungsbedürfnis der Deutschen über das eigene Leben nach dem Zusammenbruch des Sozialismus so drastisch von dem Bedürfnis nach der Befreiung vom Faschismus unterscheidet.

„Ich habe als Überlebende eine Verpflichtung“, so nannte die Schriftstellerin Inge Deutschkron (2008) das Motiv, das sie befähigt, zu schreiben, zu reden und Netzwerke gegen das Übersehen und Verleugnen zu knüpfen. Erna de Vries (2008) sieht es ähnlich und erfüllt mit ihren Vorträgen in Schulen und Bildungseinrichtungen auch den Auftrag ihrer Mutter, mit der sie ins Konzentrationslager deportiert worden war: „Du wirst überleben, und dann wirst Du erzählen, was man mit uns gemacht hat“. Auf dieses Handlungsmotiv - Gabriele Strecker (2001) nannte es „Überleben ist nicht genug!“ - will ich mich hier konzentrieren. Es soll also in diesem Artikel nicht um alle „Kalenderfrauen“ gehen, nicht um die westlichen Frauenbewegten, die Ende der 1960er Jahre das Ende ihrer Geduld zum Ausdruck brachten. Es geht auch nicht um die so genannte Aufbaugeneration in der DDR, die persönlich keine Schuld an der Vergangenheit trug und für die nun alle Wege offen schienen. Es geht nicht um die vielen Frauen, die in der Bundesrepublik in parteipolitischen und zivilgesellschaftlichen Strukturen wirksam wurden/werden. Es geht nicht um DDR-Schriftstellerinnen, deren Werke - nach Eva Kaufmann (2008) - auf dem Boden emanzipatorischer Erfahrungen entstanden waren und in Ost und West auf starke emanzipatorische Bedürfnisse trafen. Es geht nicht um die DDR-Kritikerinnen der 1980er Jahre, nicht um die „Wende-Aktivistinnen“, nicht um die vielen Künstlerinnen, die mit ihrem Bemühen um Entgrenzung, Verflüssigung usw. zu einer zukunftsfähigen Gesellschaft beitragen wollten und wollen (vgl. Goehler 2006, Stopczyk-Pfundstein 2003 u.a.), nicht um die Sportlerinnen, die ihren Beitrag zur weltweiten Beachtung Deutschlands lieferten. Es geht hier auch nicht um die vielen Frauen mit Migrationshintergrund, die sich zunehmend für ein friedliches Nebeneinander der Weltanschauungen verbünden und stark machen. Sondern um die Gruppe, deren Biografien

Antifaschistischen Widerstand und Neuanfang sichtbar machen.

Etwa ein Drittel der Frauen, die im Politeia-Kalender vorgestellt werden, wurde in der deutschen Nachkriegszeit aktiv, weil sie Verhaftungen, Zuchthaus, Konzentrationslager oder auch „nur“ Emigration, Berufsverbot, „nur“ Verstecken und Unauffälligmachen hinter sich hatten. Einige von ihnen – Alex Wedding (2005), Irmgard Keun (2005) oder Hanna Höch (2004) – mussten 1933 mit ansehen, dass ihre bis dahin anerkannten Kunstwerke verbrannt wurden, nun als „anti-deutsch“ oder „entartet“ galten. Die Ärztin Elfriede Paul (2001) eröffnete 1936 eine Praxis, die zum „Sprechzimmer der Roten Kapelle“ wurde, und bezahlte das mit Zuchthaus. Einige hatten Zwangsarbeit oder Zwangssterilisierung hinter sich, etwa Eleonore Helbach (2004) oder Elsa Iwanowa (2001), die später die Entschädigungsdebatte für NS-Zwangsarbeit anstieß, oder Eugenia Serger (1999), Theresia Seible (1999), Dorothea Buck (2005). Eine von ihnen - Maria Sevenich (2005) – war zum Tode verurteilt

worden und entging der Vollstreckung nur wegen des Kriegsendes. All diese Frauen wollten sich nun für eine ganz und gar andere Welt einsetzen und damit auch das Vermächtnis derer erfüllen, die die NS-Zeit nicht überlebt hatten. Else Lasker-Schüler (1999) etwa starb noch vor Kriegsende, nachdem sie 1933, wegen ihrer jüdischen Herkunft und als „frivole, morbide Kaffeehausliteratin“ beschimpft, Deutschland verlassen musste, aus Deutschland „verscheucht“ wurde, wie sie es nannte. Die Historikerin Hedwig Hintze (2001) hatte, nachdem 1942 ihr Einreiseversuch in die USA scheiterte, nicht mehr die Kraft zum Weiterleben. Sie wird inzwischen im Rahmen der Hedwig-Hintze-Gesellschaft in Bremen wieder erinnert. Die Spuren von Edith Stein (2000), Luise Straus-Ernst (2000) und Charlotte Salomon (2002) verlieren sich in Auschwitz. Edith Stein ist inzwischen heiliggesprochen. Über Luise Straus-Ernst, die mehr war als die erste Frau von Max Ernst, sind eigene und auch Erinnerungen ihres Sohnes nachlesbar (vgl. Ernst 1985). Und die Malerin Salomon beschäftigt mit ihrem umfangreichen, 1325 Blätter umfassenden Bilderzyklus mit dem Titel „Leben? oder Theater?“ die Kunstszene bis heute.

Für einige von ihnen war es 1945 allerdings unvorstellbar, wieder wie vor der Deportation oder vor der Emigration in Deutschland leben, arbeiten, wohnen zu können. Weder die westliche Restaurationspolitik noch der östliche, mit Stalin verbundene Neuanfang vermittelten ihnen Zukunftshoffnung. Vor allem enttäuschte sie wohl das, was Margarete Mitscherlich (2005) im Jahr 1967 die Unfähigkeit der Deutschen zu trauern und sich zu erinnern nannte. Die meisten Deutschen hätten ihre Erinnerung an die NS-Zeit den Wünschen angepasst, so dass eine Mitverantwortung abgelehnt werden kann, aber „aus der Tatsache, dass wir keinen ins Gewicht fallenden Widerstand gegen den Nationalsozialismus geleistet haben, kann nicht gefolgert werden, dass wir dazu absolut nicht imstande gewesen wären“ (Mitscherlich 2012: 57).

Mit der Erinnerung an Krieg, nationalsozialistische Vergangenheit und die Nachkriegszeit beschäftigte sich in den 1990er Jahren auch Margarete Dörr (2002). Ähnlich wie im hier referierten Politeia-Kalender sammelte sie biografische Informationen von etwa 500 Frauen. Aber ihr ging es bei der Datenerhebung gerade nicht um ungewöhnliche Frauen, die aus ihrer Sicht etwa 10 Prozent⁵ aller ausmachen, sondern um die anderen 90 Prozent. Und in dieser großen Mehrheit bekannten sich nur ganz wenige Frauen zu ihrem Mitläufertum, insofern zu ihrem Anteil an Schuld. Für die meisten sei das Ende des „Dritten Reiches“ weder als Befreiung noch als Zusammenbruch wahrgenommen worden. „Keiner der beiden Begriffe beschreibt ihre tatsächliche Befindlichkeit. Die Kapitulation der deutschen Wehrmacht und der Zusammenbruch des Dritten Reiches war für sie angesichts ihrer existentiellen persönlichen Probleme ein Randproblem. Sie sahen mit Erleichterung das

⁵ Interessant wäre zu wissen, ob eine solche Schätzung auch beim Blick auf Männer zustande käme.

Ende der Kriegshandlungen und blickten mit Bangen und Hoffen in eine völlig ungewisse Zukunft" (vgl. Dörr 2007)

Hannah Arendt (1999) und Marlene Dietrich (1999) oder Therese Giehse (1999) und Rose Ausländer (2003) müssen wohl gespürt haben, dass sie eher ein Randproblem im Denken und Fühlen ihrer Landsleute waren, als sie sich entschlossen, nicht oder erst nach Jahrzehnten nach Deutschland zurückzukehren. Auch die Archäologin Margarete Bieber (2000), die Fotografin Hansel Mieth (2006) und die Dichterin Nelly Sachs (2000) blieben – begleitet von quälenden Fragen nach Schuld und Verantwortung - in ihren Zufluchtsländern. Bei Zenzl Mühsam (2006) waren es andere Gründe, die sie im Zufluchtsland festhielten. Sie hatte, nachdem 1934 Erich Mühsam im KZ Oranienburg ermordet worden war, seinen literarischen Nachlass in die Sowjetunion retten können und war dann in die Mühlen des stalinistischen Terrors und in sowjetische Straflager geraten. Erst 1954 – nach Stalins Tod – durfte sie in die DDR ausreisen (um wiederum die Erfahrung zu machen, dass die Texte ihres Mannes schlecht in die politische Landschaft passten).

Die meisten aber kamen zurück und trafen hier auf Menschen, die sich ebenfalls von der Überzeugung leiten ließen „So etwas darf nie wieder geschehen“. Ricarda Huch (1999) warb deshalb 1946 – ein Jahr vor ihrem Tod - mit ihrem Aufruf „Für die Märtyrer der Freiheit“ für ein Gedenkbuch des deutschen Widerstandes. Für die „Weiße Rose“ München und die Geschwister Scholl konnte sie selbst noch Material sammeln und veröffentlichen. Die Informationen, die sie zur „Roten Kapelle“ gesammelt hatte, übergab sie schließlich Günter Weisenborn. Käthe Kuhn (2004) verwirklichte dieses Anliegen (vgl. Zinken 2007), indem sie – zusammen mit Helmut Gollwitzer und Reinhold Schneider - Abschiedsbriefe von zum Tode Verurteilten sammelte und veröffentlichte (vgl. Gollwitzer u.a. 1955). Auf diese Weise und auch durch das Engagement von Freya von Moltke (2008) wird die Erinnerung an Beteiligte des Attentatsversuches vom 20. Juli 1944 wachgehalten. Charlotte Bischoff (2004) dagegen ging es mit Bezug auf ihre eigenen Erfahrungen vor allem um die Bedingungen der illegalen Arbeit in verschiedenen europäischen Ländern. Was sie Peter Weiss aus ihrem Leben erzählte, nahm der als Grundlage für Band 2 seines großen Widerstandsromans (vgl. Weiss 2005).

Rachel Salamander (2006), die 1949 „mitten im Land der Täter“, nämlich in einem Camp für Überlebende des Holocausts geboren wurde, sieht ihren Anteil an diesem fiktiven Gedenkbuch des Widerstandes in der Erhaltung und Publizierung der jüdischen Kultur und Literatur. Auch sehr viel jüngere Frauen wie Judith Neuwald-Tasbach (2008) oder Elisa Klapheck (2007) wollen mit ihrem Engagement an die Zeit erinnern, in der jüdisches Leben in Deutschland selbstverständlich war.

In den Zeitraum von Kriegsende bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten fallen nicht nur die Heldentaten der Frauen, die in den ersten Nachkriegstagen begannen, Nähstuben einzurichten oder Trümmer zu beseitigen, wie etwa Anna Pröll (2007), die später Gründungsmitglied der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes in Augsburg wurde, oder auch Gerda Kreß (2007), die später in der DDR Richterin wurde mit einem kritischen Blick auf das sozialistische Patriarchat. In diesen Zeitraum fallen auch die Aktivitäten und das „andere“ Politikverständnis der Frauenausschüsse (vgl. Freier 1986, Genth 1996), die sich deutschlandweit gründeten. Wie immer nach politischen Katastrophen waren es vor allem Frauen, die dafür sorgten, dass das Leben weitergeht - ohne festgefügte Strukturen und erprobte Regeln. Auch für die Neugründungen von staatlichen, gewerkschaftlichen, parteipolitischen, juristischen Institutionen standen Frauen zur Verfügung, etwa Louise Schroeder (1999), Luise Albertz (2003), Emmalene Bulling (2003), Helga Einsele (2004), Margot Kalinke (2006), Aenne Brauksiepe (2007) und viele andere. Minna Specht (2007) machte sich um den Aufbau eines demokratischen Erziehungswesens in den westlichen Besatzungszonen verdient, Marie Torhorst (1999), ab 1947 Volksbildungsministerin in Thüringen, verfolgte ein analoges Ziel in der sowjetischen Besatzungszone. Frauen wie Elly Heuss-Knapp (2001) und Lotte Ulbricht (2006), Annemarie Renger (2003), Greta Wehner (2007) und Rut Brandt (2002) hielten nicht nur als Partnerinnen ihren berühmten Männern „den Rücken frei“, sondern engagierten sich für eigene frauenpolitische oder sozialpolitische Themen. In diese Zeit fällt auch die Wiederbelebung demokratischer Organisationen und die Neugestaltung des kulturellen Lebens. Dass die deutsche Sektion der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit bereits seit 1945 wieder arbeitsfähig war, ist nicht zuletzt das Verdienst von Magda Hoppstock-Huth (2006), die Emigration und Gestapo-Haft überlebt hatte. Und der kulturelle Neuanfang war nicht selten geprägt durch Remigrantinnen wie Anna Seghers (1999), Helene Weigel (2001), Elisabeth Hauptmann (2005), Ruth Berlau (2003), Ingeborg Hunzinger (2004) Hedda Zinner (2001) oder Marieluise Fleißer (2006). Nicht zu vergessen: Die neu entstehende Musikszene sowohl mit belangloser Schlagermusik als auch mit Jazz und seinen musikalischen Verwandten. Ganz sicher ist es der vielseitig talentierten Pianistin Jutta Hipp (2004) hoch anzurechnen, dass sie Ende der 50er Jahre ihre Karriere als „First Lady of Jazz“ abbrach, weil sie den Eindruck hatte, dass sie als attraktives Symbol für ein unschuldig-unbeflecktes Deutschland vermarktet werden sollte. Mehr als 20 Jahre später wird Ilse Storb (2006), Professorin in Systematischer Musikwissenschaft, nachweisen, dass im Jazz die Geschichte von Rassendiskriminierung und Frauenunterdrückung aufgehoben ist.

Und was beim Sichtbarmachen der Frauengeschichte der 1940er Jahre nicht übersehen werden darf: 1947 wurde der Demokratische Frauenbund Deutschlands (DFD) gegründet, der sich zunächst zur „schwesterlichen Verbundenheit über Weltanschauung, Konfession

und Beruf hinweg“ (Geschichte... 1989: 67) bekannt hatte und in allen Besatzungszonen bzw. in beiden deutschen Staaten arbeiten wollte und bis 1957 – bis zum DFD-Verbot in der Bundesrepublik – auch arbeiten konnte. Protagonistinnen dieser ersten hoffnungsvollen DFD-Zeit waren Wilhelmine Schirmer-Pröscher (1999), Anne-Marie Durand-Wever (2001), Emmy Damerius-Koenen (nicht portraitiert), Elli Schmidt (1999), Eva Schmidt-Kolmer (2005), Friedel Malter (2003), Hanna Melzer (2002) und nicht zuletzt Lilli Wächter (2008), die mit ihren beiden Erfahrungsberichten über den Korea-Krieg und mit der darauf folgenden Verurteilung durch das Amerikanische Militärgericht eine beispiellose Solidaritätswelle auslöste (vgl. Schröter 2009).

1947 ist aber auch das Jahr, in dem die weltweite System-Auseinandersetzung, der Kalte Krieg nicht mehr zu übersehen waren. Die Fronten hatten sich verändert, die Zweistaatlichkeit schien unausweichlich. Und Frauen waren auf ihre Weise beteiligt.

In den westlichen Besatzungszonen fielen vor allem die vier Frauen auf, die als Mitglieder des Parlamentarischen Rates an der Ausarbeitung des Grundgesetzes mitgewirkt haben und heute oft als „Mütter des Grundgesetzes“ bezeichnet werden: Elisabeth Selbert (1999), Helene Wessel (1999), Frieda Nadig (2001) und Helene Weber (2002). Dabei verdient die promovierte Juristin und SPD-Politikerin Selbert, deren Ehemann einige Jahre im KZ verbringen musste, hervorgehoben zu werden. Sie gilt vor allem als Erkämpferin des Satzes, der dann im Paragraf 3 des Grundgesetzes verankert wurde: „Frauen und Männer sind gleichberechtigt“. Ursprünglich sollte die Formulierung – analog zur Weimarer Verfassung – lauten: „Männer und Frauen haben dieselben staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten“. Diese Einschränkung auf den staatsbürgerlichen Bereich hätte sowohl das Arbeitsleben als auch das Privatleben der Frauen ausgeklammert. Elisabeth Selbert hatte zunächst auch die drei Frauen des Parlamentarischen Rates nicht auf ihrer Seite. Erst als sie mit außerparlamentarischen Aktionen dafür sorgte, dass „waschkörbeweise“ Petitionen aus allen Besatzungszonen eintrafen, bekam der Gleichberechtigungsgrundsatz eine Chance. Rita Süßmuth (1999) nannte diese Aktionen später „einen Sturm öffentlicher Entrüstung, hatte doch der Hauptausschuss (des Parlamentarischen Rates, US) den SPD-Vorschlag ... noch am 3. 12. 1948 abgelehnt. Der gleiche Ausschuss nahm ihn am 18. 1. 1949 einstimmig an“ (Süßmuth 1994: 14). Die gesetzlichen Regelungen zur Konkretisierung dieses Grundsatzes allerdings zogen sich dann noch über Jahrzehnte hin. Es wurde schließlich das Verdienst von Katharina Focke (2006), in den 1970er Jahren Bundesministerin für Jugend, Familie und Gesundheit, dass das Alleinbestimmungsrecht des Mannes in familiären Angelegenheiten abgeschafft wurde. Ab 1977 durften verheiratete Frauen der Bundesrepublik berufstätig sein, ohne die Erlaubnis ihres Ehemannes vorlegen zu müssen. Bis heute allerdings sind immer noch nicht alle Gesetze und Bestimmungen aus der Vergangenheit (etwa die Paragraphen 218 und 219 des Strafgesetzbuches von 1871) aufgehoben, die der Gleichberechtigung von

Mann und Frau im Wege stehen. Das heißt, die Anpassung des Bürgerlichen Gesetzbuches an den Gleichberechtigungsgrundsatz – eine Aufgabe, der sich die Verfassungsrichterin Erna Scheffler (2001) über viele Jahre stellte – hat sich bis heute nicht erledigt.

In der sowjetischen Besatzungszone gab es bei der Ausarbeitung der Verfassung keinen Sturm öffentlicher Entrüstung, aber auch wichtige, von Frauen initiierte Korrekturen am ersten Verfassungsentwurf. Der Volksrat, der hier für die Ausarbeitung der Verfassung zuständig war, hatte im August 1948 seine Vorschläge veröffentlicht. Hier hieß es zur Gleichberechtigung: „Die Frau ist auf allen Gebieten des staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens dem Manne gleichgestellt.“ Innerhalb des DFD existierte bereits seit Mitte 1947 eine Verfassungskommission unter Leitung von Käte Kern (2001). Dieses Gremium setzte seinen Formulierungsvorschlag dagegen: „Mann und Frau sind gleichberechtigt. Alle Gesetze und Bestimmungen, die der Gleichberechtigung der Frau entgegenstehen, sind aufgehoben.“ Auch in den Verfassungspassagen, in denen es um Familie und Mutterschaft ging, hielt der DFD es für wichtig, „zu wiederholen, dass alle der Gleichberechtigung entgegenstehenden Bestimmungen aufgehoben sind, weil innerhalb des Familienrechts die Ungleichheit der Frau noch am stärksten im Bewusstsein der Allgemeinheit verwurzelt ist“ (vgl. Geschichte 1989: 95, 96). Alle vom DFD unterbreiteten Formulierungen wurden in den Verfassungsentwurf aufgenommen und im Oktober 1949 beschlossen. Die Konkretisierung des Gleichberechtigungsgrundsatzes erfolgte dann knapp ein Jahr später mit dem „Gesetz über den Mutter- und Kinderschutz und die Rechte der Frau“ (vgl. Mütter 1966). In der DDR wurde das Alleinbestimmungsrecht des Mannes in familiären Angelegenheiten demnach 1950 - 27 Jahre früher als in der Bundesrepublik - aufgehoben. Großen Anteil an diesen ersten familienpolitischen, frauenpolitischen und auch kinderpolitischen Weichenstellungen hatte Hilde Benjamin, die im Politeia-Kalender allerdings nicht portraitiert wird (vgl. Heye 2014).

Sowohl im westlichen als auch im östlichen Deutschland gab es Frauen, die sehr schnell auch mit den neuen deutschen Regierungen Schwierigkeiten bekamen. Wer es wie Elli Schmidt (1999) wagte, die SED-Politik öffentlich zu kritisieren, wurde „entmachtet“, auch wenn es wie in diesem Fall nur um die Macht über den DFD ging. In der DDR waren es vor allem die West-Remigrantinnen, denen Misstrauen entgegengebracht wurde. Eva Schmidt-Kollmer (2005), Grete Wittkowski (2006) oder Hanna Behrend (2006) hatten die NS-Zeit in England überlebt, und das galt aus parteipolitischer Sicht als Makel. Dabei hätte es jede einzelne verdient, in das fiktive Gedenkbuch des Widerstandes aufgenommen zu werden. Die promovierte Ökonomin Grete Wittkowski etwa, Jüdin, Kommunistin, veröffentlichte 1942 zusammen mit Jürgen Kuczynski eine Analyse der faschistischen „Europa-Neuordnungs-Politik“, die in einigen nicht-faschistischen Ländern breit rezipiert wurde. Auch in der DDR ging sie der Politik gern „auf den ökonomischen Grund“ und war eine Vorreiterin des Neuen

Ökonomischen Systems der Planung und Leitung (NÖSPL), das Anfang der 1960er Jahre möglicherweise zur Reformierung des sozialistischen Gesellschaftskonzepts hätte beitragen können. Sie geriet immer wieder in parteipolitische Querelen, wurde aber auch immer wieder als Fachfrau gebraucht. Bis zum Lebensende war sie Präsidentin der Deutschen Notenbank der DDR.

In der alten Bundesrepublik hatten es vor allem die Frauen schwer, die sich zur kommunistischen Utopie bekannten oder/und die im Zusammenhang mit dem Wehrgesetz und später im Zusammenhang mit der Notstandsgesetzgebung offen gegen die Regierungspolitik auftraten. Erika Runge (2007) etwa, die zunächst mit ihren dokumentarischen Arbeiten zu Ruhm und Erfolg kam, hatte später – und immer mit Verweis auf ihre DKP-Mitgliedschaft – bei Fernsehredaktionen keine Chance mehr. Christa Thomas (2007) wurde wegen ihres Kampfes gegen Remilitarisierung des Hoch- und Landesverrates bezichtigt. Alma Ketting (2008) machte sich unbeliebt, weil sie 1956 mit einem „offenen Nein“ gegen das Wehrgesetz gestimmt hatte. Auch Charlotte Temming (2005) und Grete Thiele (2008) bekamen zu spüren, dass der kommunistische Widerstand gegen das NS-System sehr schnell aus dem politischen Selbstbild der Bundesrepublik verdrängt wurde. Erstere gründete zwar noch mit Erlaubnis der englischen Besatzungsmacht einen überparteilichen Frauenausschuss, wurde dann aber in der Politik nicht mehr gebraucht. Letztere wurde unmittelbar nach dem Krieg Mitglied des Landtages NRW, kämpfte dort um den Haushalttag für Frauen, wurde dann diffamiert und verfolgt und fühlte sich auch in der DDR nicht wirklich wohl.

Der Name Klara Maria Fassbinder (1999) steht nicht nur für weiblichen antifaschistischen Widerstand, sondern auch symptomatisch für das zwiespältige Verhältnis der alten Bundesrepublik zur faschistischen Vergangenheit⁶. Das „Friedensklärchen“ war nach 1933 wegen judenfreundlicher und profranzösischer Gesinnung aus dem Schuldienst entlassen worden und hatte sich im katholischen Widerstand engagiert. Weil sie Anfang der 50er Jahre im Rahmen der Frauenfriedensbewegung gegen die NATO-Mitgliedschaft der Bundesrepublik und für Verständigung mit dem Osten eintrat, erhielt sie wieder Berufsverbot. Ihre Suspendierung von der Bonner Universität gehört zu den umstrittenen Handlungen der damaligen (von Adenauer nicht gewünschten) Kultusministerin Christine Teusch (2004). Noch 1965 durfte die inzwischen international bekannte Professorin Fassbinder den hohen französischen Orden „Le palmes académiques“ nicht annehmen. Erst 1969 – die

⁶ Dass es auch in der offiziellen DDR eine einseitige und insofern unvollkommene Sicht auf die faschistische Vergangenheit gab, wurde vor allem nach 1990 unter dem Stichwort „verordneter Antifaschismus“ debattiert. Eine gründliche Bearbeitung dieses Themas steht nach meiner Wahrnehmung noch aus.

Frauenbewegung kam in Gang - wurden die Auszeichnung und auch die Rehabilitierung durch die Bonner Universität möglich.

Für Vorbehalte gegenüber der Nachkriegs-Politik spricht auch, dass für einige hier portraitierte Frauen – etwa für Erna Proskauer (2002) oder für Hilde Schneider (2002) - das Antragsverfahren auf Wiedergutmachung, auf Entschädigung, auf Anerkennung als Verfolgte des Nazi-Regimes zum Alptraum wurde. Einige nutzten auch die Öffentlichkeit, die mit der Übergabe hoher Auszeichnungen verbunden ist, um ihre Meinung zur aktuellen Regierungspolitik zum Ausdruck zu bringen. Inge Meysel (2000) etwa verweigerte die Annahme des Bundesverdienstkreuzes. Uschi Pausch-Gruber (2007) gab ihr Verdienstkreuz zurück, nachdem 1993 der KZ-Häftling Fritz Bringmann, der sich SS-Befehlen widersetzt hatte, nicht für würdig gehalten wurde, es zu erhalten. Auch Ingeborg Hunzinger (2004) wollte keinen der hohen DDR-Orden, nachdem sie zwiespältige Erfahrungen mit der SED-Politik gesammelt hatte.

Viele der Frauen, die in der NS-Zeit Schlimmstes erfahren hatten, sahen ihre Aufgabe vor allem darin, aufzuschreiben oder auf andere Weise festzuhalten, was keine andere Generation noch einmal erleben sollte. Es ging um Frauen, deren Biografien

Unsägliches Leid sichtbar machen.

Nicht selten mussten Jahrzehnte vergehen, bevor die Frauen sich stark genug fühlten, über die Vergangenheit zu berichten, an diesem fiktiven „Gedenkbuch des Leidens“ mitzuwirken. Nicht selten waren es auch konkrete aktuelle Anlässe, die ihnen Mut gaben oder die ihnen ihre Verpflichtung bewusst machten. So konnte die Malerin und Kostümbildnerin Roma Ligocha (2002) erst dann über ihre Kindheit reden und schreiben, nachdem sie sich in „Schindlers Liste“ als Mädchen mit dem roten Mantel wiedererkannt hatte.

Bei Cordelia Edvardson (2005), Tochter der Schriftstellerin Elisabeth Langgässer, dauerte es die legendären 40 Jahre, bis sie ihre Erinnerungen veröffentlichen konnte. Die Mutter opferte damals, nachdem viele Rettungsversuche nicht gelungen waren, ihr „halb-jüdisches“ Kind, um die „arischen“ Kinder zu schützen, und erholte sich nie von diesem Trauma (vgl. Hilzinger 2009). Cordelia aber überlebte Theresienstadt, Auschwitz und den anschließenden Todesmarsch und entschied sich danach für Schweden als Lebensort. Hier erschien 1984 ihr autobiografischer Roman „Gebranntes Kind sucht das Feuer“, der 1986 mit dem Geschwister-Scholl-Preis ausgezeichnet wurde (vgl. Edvardson 1989). Sie widmete dieses Buch unter anderem auch der „geliebten, gehassten Mutter“.

Erinnert wird im Kalender auch an Ruth Elias (2000) und an Anita Lasker-Wallfisch (2006), und es ist schwer zu ertragen, die beiden Portraits im Zusammenhang zu lesen. Beide waren

in Auschwitz. Erstere hat dort ein Kind geboren. Nach der Entbindung wurden ihr die Brüste fest verschnürt, damit sie nicht stillen konnte. Mengele wollte testen, wie lange ein Neugeborenes ohne Nahrung leben kann. Ruth Elias verhinderte diesen Test, indem sie ihr Kind tötete. Erst in den 1980er Jahren, als Neonazis in der Bundesrepublik wieder aktiv wurden, hatte sie die Kraft, ihre Erinnerungen aufzuschreiben (vgl. Elias 1998). Auch Anita Lasker-Wallfisch brauchte 40 Jahre Zeit, um ihre Erinnerungen schreiben zu können (vgl. Lasker-Wallfisch 2007). Sie spielte Cello im Mädchenorchester Auschwitz, überlebte danach auch Bergen-Belsen und lebt seit 1946 in England. Als sie im Jahr 2008 die Universität Potsdam besuchte, sprach sie davon, dass sie mitunter Mengele „nach getaner Arbeit“ die Träumerei von Robert Schumann vorspielen musste.

Auch Margarete Buber-Neumann (2003) berichtet in mehreren Büchern, wie sie als Kommunistin sowohl unter Stalin als auch unter Hitler leiden musste. Erika Buchmann (2004) betrachtete es als ihre Aufgaben, die Geschichte des Lagers Ravensbrück, in dem 92000 Frauen und Kinder aus ganz Europa ermordet wurden und in dem sie das Kriegsende erlebte, zu dokumentieren. Heute wird die daraus entstandene Gedenkstätte von Sigrid Jacobeit (2003) geleitet. Lilli Segal (2007) interessierte sich, nachdem sie Auschwitz überlebt hatte, vor allem für Wissenschaftler, die dieses industriell organisierte Morden möglich machten und publizierte dazu (vgl. Segal 1991). Auch Philomena Franz (2001) hatte Auschwitz überlebt und schildert in ihrer Lebensbeschreibung 1985 die Vergangenheit aus der Sicht einer „Zigeunerin“ (vgl. Franz 1990). Erst drei Jahre zuvor hatte die Bundesrepublik nach massivem öffentlichen Druck – ein Anliegen von Petra Rosenberg (2006) - den Völkermord an schätzungsweise 500.000 Sinti und Roma anerkannt. Und Schriftstellerinnen wie Jean Stern (2008) oder Grete Weil (1999), die alle Ängste und Leiden des antifaschistischen Widerstandes erlebt hatten, belegten mit jeder ihrer Publikationen, „dass es nichts in unserem heutigen Leben gibt, das nicht Spätfolge der Vergangenheit wäre“.

Die Juristin Barbara Degen (2002) blieb wegen der Gnade der späten Geburt von eigenen Erinnerungen an die Gräueltaten der Nazis verschont. Für sie ist die „große Wunde“ ihrer Familiengeschichte, nämlich der Tod des Großvaters im Jahr 1941, über den niemals offen gesprochen wurde, Ausgangspunkt einer gründlichen Recherche und Publikation zum Thema „Euthanasie“ (vgl. Degen 2005). Ihr Anliegen ist es, „einen Beitrag zur Differenzierung und Vertiefung der Sicht auf die NS-Problematik der ‚Zwangsterilisation‘ und ‚Euthanasie‘ zu leisten“. Diesem Anliegen fühlt sich auch die körperbehinderte Erziehungswissenschaftlerin und Historikerin Petra Fuchs (2006) verpflichtet.

Nur wenige Portraits berichten von Frauen, die nach den üblichen Vorstellungen weder als Opfer der NS-Zeit noch als widerständig bezeichnet werden können. Die Journalistin Lore Walb (2002) etwa hatte seit 1933, seit sie 14 Jahre alt war, Tagebuch geführt. Erst nachdem

sie im Jahr 1986 den Dokumentarfilm „Shoa“ gesehen hatte, konfrontierte sie sich wieder mit ihren alten Aufzeichnungen und zwang sich, psychoanalytisch begleitet, zur Erinnerung. Und sie war nicht selten erschrocken über die Lücken in ihren früheren Wahrnehmungen. „Ich war eine Mitläuferin in der braunen Herde und was für eine, wild begeistert“ (Walb 1998: 349). Auch für Ilse Schmidt (2000) wurde das jahrelange Schweigen über ihre Tätigkeit in der Wehrmacht zur „größten Qual“. Dabei hatte sie, wie die 500.000 anderen Wehrmachtshelferinnen auch, nur erlebt, was inzwischen alle wussten: Exekutionen, Judenverfolgung und ein scheinbar unbeschwertes Leben der deutschen Besatzungskräfte (vgl. Schmidt 1999). Anders die Aufarbeitung der eigenen Biografie bei Brigitte Pross (2003). Die langjährige Präsidentin des Deutschen Frauenrings arbeitete 20 Jahre lang aufopferungsvoll mit Frauenorganisationen in Burkina Faso und Togo zusammen und tat das auch, wie der Sohn nach ihrem Tod bekannte, weil sie eine überzeugte Nationalsozialistin gewesen war und diese historische Schuld, die wie ein Schatten auf ihrem Leben gelegen hätte, ein Stück weit abtragen wollte (vgl. Kelter 1996). Wiederum anders geht die Erziehungswissenschaftlerin Hilde Schramm (2000) mit ihrer Biografie um. Sie war 1945 noch Kind, aber die nationalsozialistische Vergangenheit lastet trotzdem schwer auf ihr, weil ihr Vater Hitlers Baumeister Albert Speer war. Mit ihrem finanziellen Erbe gründete sie zusammen mit anderen die Stiftung „Zurückgeben“, und das zu einer Zeit, als die Diskussion über geraubtes jüdisches Eigentum noch kaum geführt wurde. Als „Tätertochter“ fühlt sich auch Ute Scheub (2007) belastet – noch 10 Jahre jünger als Hilde Schramm. Sie wurde Feministin, weil er „Patriarch“ war, sie wurde links, weil er rechts war (vgl. Scheub 2006). Schließlich werden im Politeia-Kalender auch Frauen portraitiert, deren Biografien

Die Kraft des tätigen Glaubens sichtbar machen.

„Gott hat keine anderen Hände als unsere“, so brachte Dorothee Sölle (2001) ihr Lebensmotto auf den Punkt. Viele der Frauen, die ihre Kraft aus der religiösen Überzeugung schöpfen, tragen zur Stärke der Zivilgesellschaft bei, engagieren sich in der Sozial- und Bildungsarbeit, auch Hospiz-Arbeit, erkämpfen Schrittchen für Schrittchen Kirchenämter, engagieren sich für die Ökumene, recherchieren und publizieren über Theologinnen der Vergangenheit, manche sind oder waren aber auch in den höchsten Parlamenten zu finden, und hier durchaus nicht nur wie Luise Rehling (2008) als Abgeordnete der CDU. Andrea Fischer (2000) etwa oder Antje Vollmer (2002) machen gleichzeitig überzeugend „grüne Politik“. Maria Weber (2001) fiel vor allem durch Gewerkschaftsarbeit auf höchster Ebene auf (vgl. Plogstedt 2013) und Maria Schmitz (2008) engagierte sich gemäß ihrem Grundsatz „Bildung verleiht Flügel“ in katholischen Kreisen für die Akzeptanz des Frauenstudiums und in diesem Rahmen für die materielle Unterstützung der Bildungswilligen. Irene Blumenthal

(2003) schrieb als Chefärztin in der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Ost-Berlin mit der Einrichtung von Tagesstätten für gehirngeschädigte und geistig behinderte Kinder Medizingeschichte, und der Name der in Leipzig geborenen Ärztin und Ordensschwester Ruth Pfau (2007) ist untrennbar verbunden mit dem Kampf gegen Lepra (Aussatz) in Pakistan. Die Ordensschwester Isa Vermehren (2007) dagegen – in ihren jungen Jahren sang sie rotzfreche Lieder im Kabarett - war von 1983 bis 1995 eine der Sprecherinnen des „Wortes zum Sonntag“.

Insbesondere aber gehören zu dieser Gruppe die vielen Frauen, die sich zu einer feministischen Theologie bekennen und insofern wie Elisabeth Moltmann (2005) die Bibel von patriarchalen Interpretationen befreien wollen. Es geht um Frauen, die als Katholikinnen - wie Ursula Hansen (2000) - gegen den Papst, weil für das Abtreibungsrecht eintreten, die als hoch angebundene Politikerinnen – wie Roswitha Verhülsdonk (2005) – von der katholischen Kirche ein modernes Familienverständnis verlangen oder die als ebenso hoch angebundene Wissenschaftlerinnen – wie Irmtraud Fischer (2000) – das Alte Testament unter Berücksichtigung feministischer Fragestellungen neu übersetzen und neu auslegen wollen. Nicht zuletzt gehören zu dieser Gruppe Frauen wie Verena Lenzen (2004), die mit ihrer Wissenschaft einen Beitrag zur „Theologie nach Auschwitz“ leisten wollen. Die Frage, ob die Kirche weiblicher wird, beantwortet Maria Jepsen (1999), die weltweit erste Bischöfin in der evangelisch-lutherischen Kirche, dennoch mit Nein. Aber es würde zunehmend anerkannt, wie weiblich sie seit langem ist, dass es – wie Elisabeth Gössmann (2003) entdeckte – eine weibliche Theologietradition gibt.

Anders sind wohl auch die vielen „kleinen“ widerständigen Taten, die in der NS-Zeit im Rahmen der Kirche möglich waren, nicht zu erklären. Helene Grulke (2004) etwa betreute behinderte Kinder und unterlief geschickt das Euthanasieprogramm der Nazis. Marianne Hapig (2005) und Marianne Pünder (2005), die beiden Mariannen, nutzten die Mittel der Gefängnisfürsorge, um Geisteskranken, Juden, Widerstandskämpfern zu helfen. Hildegard Schaefer (2005) arbeitete für die bekennende Kirche Niemöllers, half Juden und wurde dafür selbst nach Ravensbrück gebracht. Auch Katharina Staritz (1999) war zeitweise in Ravensbrück, weil sie 1941 die Breslauer Gemeinden zum solidarischen Verhalten gegenüber den mit einem gelben Stern gekennzeichneten Menschen aufrief. Elisabeth Denis (1999) gelang es, trotz Verbot Zwangsarbeiterinnen zu betreuen und zusammen mit Ordensschwestern Hilfsaktionen zu organisieren. Solchen Schicksalen spürte unter anderem Agnes Bernharda Zepter (2006) nach. Sie schrieb bis ins hohe Alter über Ordensschwestern, die in der Nazi-Zeit Widerstand geleistet hatten (vgl. Zepter 2002). Insofern erscheint der Satz, den Dorothee Sölle 1983 vor dem Ökumenischen Rat der Kirchen in Vancouver sagte, gar nicht so skandalös (wie ihr vorgeworfen wurde): „Ich

spreche zu Ihnen als eine Frau, die aus einem der reichsten Länder der Welt kommt, einem Land mit einer blutigen, nach Gas stinkenden Geschichte“.

Von den 523 „Kalenderfrauen“ konnten hier nur wenige – nämlich 137 - namentlich genannt werden. Und es ist auch nur ein kleiner Ausschnitt der deutschen Geschichte, den diese Frauen mit-erlebt, mit-erlitten, vor allem aber mit-gestaltet haben. Dennoch wird plausibel, woran die Herausgeberinnen des Kalenders 2006 mit Bezug auf die amerikanische Schriftstellerin Djuna Barnes (1892 – 1982) erinnerten: „Solange es Frauen gibt, wie sollte da etwas vor die Hunde gehen?“

Literatur:

Geißler, Rainer, 1993, Sozialer Umbruch als Modernisierung, In: Sozialer Umbruch in Ostdeutschland, Opladen

Baumann, Zygmunt, 1999, Unbehagen in der Postmoderne, Hamburg

Degen, Barbara, 2005, Leuchtende Irrsterne – das Branitzer Totenbuch. „Euthanasie“ in einer katholischen Anstalt. Verlag für Akademische Schriften, Frankfurt/Main

Dörr, Margarete, 2007, „Wer die Zeit nicht miterlebt hat...“. Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und den Jahren danach. Band 3: Das Verhältnis zum Nationalsozialismus und zum Krieg. Campus Frankfurt am Main, New York

Edvardson, Cordelia, 1989, Gebranntes Kind sucht das Feuer, Deutscher Taschenbuchverlag München

Elias, Ruth, 1998, Die Hoffnung erhielt mich am Leben. Mein Weg von Theresienstadt und Auschwitz nach Israel, Piper Taschenbuchverlag München,

Ernst, Jimmy, 1985, Nicht gerade ein Sillleben. Erinnerungen an meinen Vater Max Ernst, Kiepenheuer & Witsch, Köln

Franz, Philomena, 1990, Zwischen Liebe und Hass, Ein Zigeunerleben, Herder Verlag München

Freier A-E, 1986, Überlebenspolitik im Nachkriegsdeutschland. In: Frauen in der deutschen Nachkriegszeit, Hrsg. Annette Kuhn, Band 2, Düsseldorf Schwann

Fuchs-Heinritz, Werner, 1984, Biografische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, Opladen

Genth, Renate, Schmidt-Harzbach, Ingrid, 1996, Die Frauenausschüsse: das halb gewollte, halb verordnete Netz. In: Frauenpolitik und politisches Wirken von Frauen im Berlin der Nachkriegszeit 1945 – 1949, herausgegeben von der Senatorin für Arbeit, Berufliche Bildung und Frauen Berlin, trafo Verlag Berlin

Geschichte des DFD, 1989, herausgegeben vom Bundesvorstand des Demokratischen Frauenbundes Deutschlands, Verlag für die Frau Leipzig

Goehler, Adrienne, 2006, Verflüssigungen: Wege und Umwege vom Sozialstaat zur Kulturgesellschaft, Campus Frankfurt am Main, New York

Gollwitzer, Helmut, Kuhn, Käthe, Schneider, Reinhold, 1955, Du hast mich heimgesucht bei Nacht: Abschiedsbriefe und Aufzeichnungen des Widerstandes 1933 – 1945, Verlag Christian Kaiser München

Heye, Uwe-Karsten, 2014, Die Benjamins. Eine deutsche Familie, Aufbau Verlag Berlin

Hilzinger, Sonja, 2009, Elisabeth Langgässer. Eine Biografie, Verlag für Berlin-Brandenburg Berlin

- Janssen-Jurreit, Marielouise, 1978, Sexismus/Über die Abtreibung der Frauenfrage. Taschenbuch, Carl Hanser Verlag München
- Kelter, Rosemarie, 1996, Kommentar von Dr. Christian Pross im Rahmen der Ansprache der DFR-Präsidentin bei der Trauerfeier für Brigitte Pross
- Kohli, Martin, Günther, Robert, 1984, Biografie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven, Stuttgart
- Lasker-Wallfisch, Anita, 2007, Ihr sollt die Wahrheit erben. Die Cellistin von Auschwitz. Erinnerungen. Mit einem Nachwort von Klaus Harpprecht, rororo TaschenbuchVerlag Reinbe
- Lucke, Doris Mathilde, 2011, Rezensionessay. Annette Kuhn (2010) Historia. Frauengeschichte in der Spirale der Zeit. In: Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW (29), S. 92-95,
- Mitscherlich, Alexander und Margarete, 2012, Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens, Piper-Taschenbuch München, Zürich
- Mütter-, Kinder- und Jugendgesundheitsschutz, 1966, Eine Zusammenstellung der wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen mit Anmerkungen und Sachregister, herausgegeben vom Ministerium für Gesundheitswesen der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin
- Plogstedt, Sibylle 2013, „Wir haben Geschichte geschrieben“. Zur Arbeit der DGB-Frauen (1945 – 1990), Psychosozial-Verlag Gießen
- Scheub, Ute, 2007, Das falsche Leben. Eine Vatersuche, Piper Taschenbuch Verlag München
- Schmidt, Ilse, 1999, Die Mitläuferin. Erinnerungen einer Wehrmachtsangehörigen. Mit Vorwort von Annette Kuhn und Nachwort von Gabi Zipfel, Aufbau Verlag Berlin
- Schröter, Ursula, 2009, Die DDR-Frauenorganisation im Rückblick. In: Schröter, Ursula, Ullrich, Renate, Ferchland, Rainer, Patriarchat in der DDR. Nachträgliche Entdeckungen in DFD-Dokumenten, DEFA-Dokumentarfilmen und soziologischen Befragungen, Rosa-Luxemburg-Stiftung Texte 65, Karl Dietz Verlag Berlin
- Segal, Lilli, 1991, Die Hohenpriester der Vernichtung: Anthropologen, Mediziner und Psychiater als Wegbereiter von Selektion und Mord im Dritten Reich, Dietz Verlag Berlin
- Stopczyk-Pfundstein, Annegret, 2003, Sophias Leib. Der Körper als Quelle der Weisheit, Taschenbuch S & L München
- Süßmuth, Rita, 1994, Vom Frauenwahlrecht zur Frauenpolitik. In: 75 Jahre Frauenwahlrecht in Deutschland – Rückblick und Bilanz. Aktuelle Fragen der Politik Nr. 5, Konrad-Adenauer-Stiftung, St. Augustin
- Walb, Lore, 1997, Ich, die Alte – ich, die Junge. Konfrontation mit meinen Tagebüchern 1933 – 1945, Aufbau Verlag Berlin
- Weiss, Peter, 2005, Die Ästhetik des Widerstandes. Roman, Suhrkamp Taschenbuch Berlin
- Wessel, Karl-Friedrich, Bosinski, Hartmut A.G., 1992, Einladung zur Grenzüberschreitung. Anstelle eines Vorwortes, In: Berliner Studien zur Wissenschaftsphilosophie & Humanontogenetik, Band 1, Interdisziplinäre Aspekte der Geschlechterverhältnisse in einer sich wandelnden Zeit, Kleine Verlag, Bielefeld
- Zepter, Agnes Bernharda (Hrsg.) 2002, Ungezähmt in Ehe, Kloster und KZ: Mutter Marie Skobtsov 1891 – 1945, EOS-Verlag St. Ottilien
- Zinken, Marlene (Hrsg.), 2007, Der unverstellte Blick. Unsere Mütter (aus)gezeichnet durch die Zeit 1938 – 1958. Töchter erinnern sich, Schriften aus dem Haus der Frauengeschichte, Band 1, hrsg. Von Annette Kuhn, Marianne Hochgeschurz, Monika Hinterberger, Verlag Barbara Budrich Opladen & Farmington Hills